



## Die rote Jungfrau.

Zum 25. Todestage von Luise Michel.

Als am 9. Jänner 1905 Luise Michel in einem ärmlichen Gasthof zu Marseille starb, meinte Alfred Kerr in seinem Nachruf, da sie den siebenten Teil ihres Daseins in Neukaledonien verbracht habe, werde ihr, so sie in die Hölle komme, der klimatische Uebergang leicht sein: „Sie wird aber, glaub ich, in den Himmel kommen. Denn von allen Menschen, die mir begegnet sind, ist sie der gütigste gewesen.“

In der Tat war eine schon nicht mehr irdische Güte der bestimmende Grundzug ihres Wesens. Diese Frau, die nicht an Gott und den Teufel glaubte und von sämtlichen bourgeois Hausdrachen und Küchendragonen als Negare und Nordbrennerin bespien wurde, übertraf im tätigen Drang, Elend und Leid zu lindern, alle männlichen und weiblichen Heiligen des christlichen Kalenders. Schon bei dem Kinde brach diese Eigenschaft hervor. An der Grenze Lothringens und der Champagne, auf dem Lande bei Broncourt, ward sie am 29. Mai 1830 geboren, aufereheliche Tochter der Kammerfrau des Hauses und des Sohnes des Schlossherrn. Dieser, Voltairianer und den Künsten und Wissenschaften eifrig zugetan, erzog die Kleine wie seine liebliche Enkelin. Damals glich hauptsächlich durch Luise, Broncourt dem Tierparadies des Tausendjährigen Reiches: die Hunde taten den Katzen, die Katzen den Hühnern nichts, und zu den Lebewesen, die das Mädchen hegte und pflegte und mit Milch fütterte, gehörten sogar die Fledermäuse. Tauchten Bettler im Umkreis auf, muhten Risten und Kassen versperrt werden, damit Luise nicht wahllos herschenkte, was ihr in den Wurf kam. Noch mit grauen Haaren war sie genau so, ob auch ihre Güte unzählige Male mißbraucht wurde. Da sie 1833 eine Vortagsreise in die Honer Gegend in einem neuen schwarzen Kaschmirkleid antrat, kehrte sie nach vierzehn Tagen zum Entsetzen ihrer Mutter im Unterrod zurück; in Saint-Etienne hatte sie das Kleid einer armen Frau gegeben, die keines hatte.

Söhnten satte Spießbürger deshalb, daß es in ihrem Kopf nicht ganz richtig sei, so war sicher im Triebleben Luise Michels nicht alles so wie beim Durchschnitt auch der geistig regsamsten und für ein Ziel begeister-

ten Frauen. Die Liebe zu einem Manne statt der Liebe zur Menschheit bewegte wohl nie ihr Herz; sie war nicht der Esen, der sich um die Eiche schlingt; sie war selber die Eiche. Aber sie stand darum nicht nur mit unerbittlicher Festigkeit für ihre Ueberzeugung ein, sondern siebete auch nach einer Gelegenheit, sich für ihre Ueberzeugung zu opfern. Von Jugend an hungerte sie nach der Märtyrerkrone, und daß sie es auf fünfundsiebzig Lebensjahre brachte, ist wahrhaftig nicht ihre Schuld. Schon unter dem Kaiserreich, das sie mit der ganzen Leidenschaft ihres Temperaments haßte, forderte sie die Nachtigall heraus; Lehrerin an der Privatschule eines Dorfes nahe ihrem Geburtsort, bewirkte sie, daß Sonntags beim Gottesdienst ihre Schüler, sobald der Priester mit dem Gebet für den Monarchen begann, brüst aufstanden und unter dem trotzigem Geklapper ihrer Holzschuhe die Kirche verließen. Auch als sie 1856 nach Paris übersiedelte, sich weiter vom Lehrberuf lösend, machte sie aus ihrer Gesinnung kein Geheimnis und galt, in den Blättern der äußersten Opposition schreibend und mit den Jüngern des ewigen Putzschiffen Blanqui umgehend, mit Recht als „Rote“, das war: als Republikanerin.

Aber zu der überragenden Gestalt der „roten Jungfrau“, die von den einen grimmig gehaßt, von den andern schwärmerisch geliebt wurde, wuchs sie erst 1871 empor. Als nach der Kapitulation von Paris die Kommune die rote Fahne entfaltete, stellte sich, in dem Glauben, daß die Stunde für die Erlösung aller Unterdrückten und Unterdrückten geschlagen habe, Luise Michel wortlos in Reich und Glied, nichts als ein einfacher Soldat im 61. Bataillon der Nationalgarde, aber einer, der der Gefahr trotzte wie nur der abgebrühteste Croupier.

Seltener Anblick, wie diese oft Empfindsame, die keinen Sturm zertreten konnte, in Uniformbluse und Hose ein Gewehr handhabte, auf Menschen, wie auf Scheiben ziele, Menschen mit ihren Schüssen niederstreckte. Aber dem heftigsten Feuer der Pariser sich aussetzend, schien sie selber, ihrem Märtyrerehrgeiz getreu, den Tod zu suchen und war unter den Besten, die sich bis zur letzten Patrone gegen die Uebermacht schlugen.

Nach dem Sieg der „Ordnung“ meidete sie sich freiwillig als Gefangene, um ihre festgenommene, zärtlich geliebte Mutter zu befreien; aber anstatt an Rettung ihres Lebens zu denken, reizte sie jene, die ihr Schicksal in Händen hielten, bis aufs Blut, um vor das Standrecht peloton gestellt zu werden. Vor dem Kriegsgericht lehnte sie es ab, sich auch nur zu verteidigen, und spie den Offizieren des Tribunals ihre ganze Verachtung ins Gesicht: „Wenn ihr keine Feiglinge seid, tötet mich!“

Als sie statt dessen zu ihrer Enttäuschung „nur“ nach Neukaledonien (im Stillen Ozean) verschickt wurde, triumphierte die Stärke ihres Charakters selbst über die Schrecken dieser berühmten Verbrecherkolonie. Sorgfältig erforschte sie die Tier- und Pflanzenwelt der australischen Insel, und sogar durch das stachelige Mißtrauen der eingeborenen Kanaken brach sich die Macht ihrer Persönlichkeit Bahn; sie lernte ihre Mundart und sammelte ihre Märchen. So kehrte sie nach der Amnestie von 1880 geistig und körperlich ungebrochen nach Frankreich zurück, um sofort den Kampf gegen eine faule Gesellschaftsordnung wieder aufzunehmen. Nicht immer erleuchtete die Glut ihres Herzens ihren Kopf, und da die literarisch und philosophisch Hochgebildete nicht in historischen und ökonomischen Kategorien zu denken vermochte, fiel sie leicht der Lehre des Anarchismus anheim, die die langsame, jähe Arbeit zugunsten der impulsiven direkten Aktion verwarf. Aber Luise Michel kämpfte mit jedem Schulter an Schulter, der die kapitalistische Welt ehrlich verneinte; wie oft stand die magere alte Jungfer mit der spitzen Nase, dem offenen kurzen Haar und den feurig bannenden Augen neben Sozialisten wie Guesde, Lafargue und Baillant auf der Rednertribüne! Da sie 1883 während der großen Arbeitslosigkeit an der Spitze einer Kundgebung eine schwarze Fahne geschwenkt hatte, wurde sie für die Blünderung von Bäderläden verantwortlich gemacht, die am gleichen Tage vorfielen, und zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Glücklich, für ihr Ideal zu leiden, sträubte sie sich mit Händen und Füßen gegen die Begnadigung, die sie 1886 in Freiheit setzte, siedelte aber bald

nach England über da sie fürchtete, man würde sie durch Einmauerung in einer Irrenanstalt unschädlich machen.

In London betätigte sie, die schon früher Verse, Dramen, Romane geschrieben hatte, sich literarisch, verkehrte viel mit Kropotkin, sprach in anarchistischen Meetings und hielt auch vor den sinnlosen Dynamitanschlägen, durch die anarchistische Witzköpfe das Paris der neunziger Jahre erschreckten, mit Beifall nicht zurück; „schließlich“, sagte sie achselzuckend, „gibt es kein anderes Mittel, den Stand der Dinge zu ändern!“ Das Vierteljahrhundert nach ihrem Tode aber hat bewiesen, daß jene stille, geduldige Arbeit, die Louise Michel verachtete, für die Umwandlung der sozialen Welt wichtiger ist als die rasche, heißblütige Tat, an die sie glaubte. Nur helfen auch ihre Irrtümer das Bild dieser ungewöhnlichen Frau abzurunden, deren Leben vom Anfang bis Ende in der reinsten Glut verloderte. Flamme restloser Hingabe an ein hohes Menschheitsideal! Perm. W e n d e l.

### Japon up to date.

Von Das Mihanahoti (Lolio).  
Moderne Perle aus dem modernen Japan.  
Blumiger Weg,  
schwipende Kulis,  
schwankender Sieg,  
schweifende Kulis,  
rielelnder Bach,  
grünende Haine,  
„Göttlicher Lach!“  
sagt plötzlich eine --  
Eine im Zug  
von Thomas Cool.  
(Unterhält  
Filialen in allen Hauptstädten der Welt.)

Geißhas sonnen ihre leuchten Glieder,  
trällern leuchte Liebeslieder  
und der Zug  
von Thomas Cool  
hält davor.  
„Das ist stark!“  
tönt im Chor --  
Denn die Geißhas baden nackt,  
was doch gegen allen Takt.

Manch einer pilgert in eifigen  
Schritten nach Nikko dem heil'gen.  
Und über allem würgige Lust --  
und Kirchtätendust.

Ein Rehlein graßt zum Exempel  
gerade vorm Tempel  
des prächtigen,  
mächtigen,  
vielfach gepriesenen Ho.

Und hinterm Gebüsch liegt die So,  
die So aus Bordeaux,  
die charmanke,  
die bis in die Fingerspitzen pikante,  
die So mit dem lieblichsten Sinn --  
und einem Gräßchen darin.  
Sie flirtet und schäkert,  
und schäkert und flirtet  
mit Eddie und Leddie  
den Boys . . .  
Und mitten im Garten des Buddha  
töff-töffet ein blanker Koll-Royce . . .

### Kellner Nummer drei.

Das Restaurant La Taberne ist eins der bekanntesten Speisehäuser von Paris. Man rühmt seine gute Küche, seine vorzügliche Bedienung, oder vielleicht auch umgekehrt: seine vorzügliche Küche und seine gute Bedienung. Die Kellner haben alle Hände voll zu tun. Es ist schwer, alle Gäste des überfüllten Lokals zufriedenzustellen, aber alles geht lautlos und „wie geschmiert“.

Der Kellner Nummer drei bedient an unkerem Tische. Ein eigentümlicher Kauz. Graumelierte Waden fallen ihm reich auf die hohe Stirn seine Augen leuchten in ganz eigentümlichem Glanz, das Gesicht spricht von intellektueller Betätigung, sein Benehmen ist bescheiden, höflich und gemessen.

Unwillkürlich wirft man die Frage auf: wer ist dieser Mensch? Was sucht er hier, dieser Mann mit dem Kopf eines Philosophen, Künstlers, gewissen Ministers? Wie kommt er in diese Stellung?

„Garçon!“  
„Sie wünschen, mein Herr?“  
„Bringen Sie mir die Speisekarte . . .“  
„Ah, der Herr ist ein Deutscher oder ein Oesterreicher“, sagt der Kellner Nummer drei und beginnt sofort in prächtigem Deutsch zu sprechen.

„Sie sprechen auch deutsch?“  
„Deutsch? Ich spreche außerdem auch englisch, russisch, dänisch, schwedisch, spanisch und italienisch sogar perfekt . . .“

„Garçon! Un demi!“ ertönt es von irgendwoher.

Kellner Nummer drei entschuldigt sich und geht, die Bestellung auszuführen. Nach einer Weile kommt er wieder.

„Sagen Sie mal, Garçon“, frage ich ihn, „Sie sind wohl kein gelernter Kellner?“

„Hat der Herr etwas gegen meine Bedienung einzuwenden?“

„Oh, nein . . . im Gegenteil!“

„Sie haben Recht, mein Herr!“ fährt er lächelnd fort. „Ich bin kein gelernter Kellner. Ich bin . . . Astronom.“

„Astronom?“

„Ja. Während des Krieges war ich Leutnant bei der Artillerie . . .“

„Und jetzt sind Sie Kellner?“

„Mein Gott, das Leben ist hart, und man muß es nehmen, wie es ist . . .“

Er wird fortgerufen. Pfllichtgemäß entfernt er sich, bedient den Gast und kommt wieder zurück.

„Aber wie sind Sie gerade auf diesen Beruf verfallen?“ frage ich den Kellner Nummer drei. „Sie als Astronom . . .!“

„Soll das ein Interview sein?“ fragt er mit einem ironischen Lächeln. „In diesem Falle muß ich Sie darüber aufklären, mein Herr, daß man in meinem Alter über kleinliche Ambitionen erhaben ist . . .“

„Haben Sie solche Ambitionen jemals gehabt?“

„Wenn Sie wollen, ja. Ich hatte schon einmal einen „Namen“ feinerzeit, aber alle Herrlichkeit ist von kurzer Dauer . . . und so habe ich mich denn mit philosophischem Gleichmut an die weiße Schürze gewöhnt. Uebrigens bin ich noch weiterhin Mitglied der Pariser Kosmographischen Gesellschaft . . . Von meinem Kellnerberuf kann ich mich leider nicht trennen, weil ich durch ihn täglich an hundert Frank und mehr verdiene . . .“

Es wird ruhiger im Restaurant „La Taberne“. Der Kellner Nummer drei zeigt sich zugänglicher. Er erzählt: „Ich verkehrte sehr oft

nach in der Rue Serpente im Observatorium . . . Gewiß, mein Herr, ich liebe meine Wissenschaft. Am Tage arbeite ich als Kellner Nummer drei, abends lege ich meine weiße Schürze ab und klettere in meine Wohnung auf dem höchsten Gipfel des Montmartre, wo ich mir im siebenen Stockwerk eine kleine Sternwarte eingerichtet habe. Dann erst werde ich richtig zum Menschen. Meine Tätigkeit beginnt. Ich besitze ein eigenes Fernrohr, und hinter ihm sitze ich oft die ganze Nacht, überichau den unendlichen Raum, verfolge den Gang der Gestirne, berechne ihren Lauf und ihre Stellung und suche einzudringen in die Geheimnisse der Millionen Sonnensysteme, die in kaum wahrnehmbarer Ferne gleich unserem Sonnensystem im Kosmos kreisen . . .“

„Und sagen Sie, lieber Garçon, das heißt, entschuldigen Sie: lieber Meister, welche Zwecke verfolgen Sie jetzt mit Ihren Beobachtungen?“

„Für Stunde interessiert n u s hauptsächlich dieser neue Stern, „Nova Plotoris“ genannt, dessen Existenz die Astronomen der ganzen Welt zur Zeit beschäftigt und der der Wissenschaft mit seiner ständigen Verdoppelung immer neue Rätsel aufgegeben hat. Und dann . . .“

„Garçon, un demi!“ schreit während ein Gast. Der Kellner Nummer drei fällt aus den Höhen der astronomischen Wissenschaft wieder in die prosaische Wirklichkeit zurück.

„Aber das Leben ist doch schön!“ flüstert mir der Kellner Nummer drei beim Abschiede zu. „Auf Wiedersehen, mein Herr! Bald werde ich bei meinen Sternen sein!“

B. M. Vogel.

### Die Insel der großen Mutter.

E. A. Es gibt einen Roman von Gerhart Hauptmann, der „Die Insel der großen Mutter“ heißt und das Schicksal einer Kolonie schildert, in der es nur Frauen gibt. Eine solche Insel existiert nun tatsächlich, wenn auch freilich in weniger romantischer Form, als sie die Phantasie des Dichters schaute. Unter den zahlreichen Inseln im südlichen Ozean liegt ein kleines Eiland, Ferafiboa in der Nähe von Malaita in der Salomon-Gruppe. In dem Urwald dieser Insel leben nur Frauen, die den Männerhaß soweit treiben, daß sie jeden Eindringling des anderen Geschlechts sofort dem Tode überliefern. Wie im „New York American“ berichtet wird, haben kürzlich drei Eingeborene von einer anderen Insel gegen den Rat ihrer Stammesgenossen gewagt, auf Ferafiboa zu landen. Sie wurden sofort von schwarzen Amazonen umringt, mit Speeren und Pfeilen erlegt und unter großen Festlichkeiten gebraten. Die Frauen strömten aus allen Siedlungen der Insel zusammen und taten sich zwei Tage lang an diesem schaurigen Mahl gütlich. Die Knochen der drei Getöteten wurden an den Ufern verstreut, zum Warnungszeichen für andere männliche Wesen, die es wagen sollten, die Insel zu betreten. Verschiedentlich haben in den letzten Jahren Krieger der angrenzenden Inseln versucht, auf die Insel zu dringen und Frauen zu rauben. Aber stets sind sie ermordet und verspeist worden. Dabei zeigen sich diese Männerfreierinnen weißen Missionarinnen gegenüber gar nicht feindlich, sondern nehmen sie bei sich auf und lassen sich von ihnen unterrichten. Viele von ihnen sind Christinnen geworden, sie haben Nähen und Sticken gelernt und verfertigen schöne Handarbeiten, die mit eigenartigen Ornamenten geziert sind. Die Häuser, die sie errichten, sind reich ausgestattet als die, die von Männern in diesen Gebieten erbaut werden. So sind die Frauen von Fera-

faboo in vieler Hinsicht zivilisiert, aber in einem Punkte lassen sie von ihrem alten Brauch nicht ab; sie wollen keine Männer unter sich dulden und versallen wieder in Menschenfresserei, wenn sie männliche Beute gemacht haben. Die Missionarinnen haben bisher noch nicht herausbekommen, wie diese seltsame Kolonie entstand und

woher der grausame Männerhaß unter ihnen kommt.

Soweit berichten die amerikanischen Missionarinnen. Sie scheinen in ihrer frommen Einsicht auch nicht herausgefriert zu haben, wie es kommt, daß dieser Frauenstaat noch nicht ausgestorben ist.

## Der Dubitopf.

Von Josef Palois.

Frau Polorny kam wütend mit ihren Töchtern vom Jour der Familie Palois nach Hause.

„Das geht so nicht weiter“, fiel sie über ihren Mann her.

„Was geht nicht?“, fragte Polorny erschrocken, der Prokurist einer kleinen Bank war und von seinem Chef vor kaum einer halben Stunde dieselben Worte gehört hatte.

„Ich lasse den Mädchen einen Dubitopf schneiden!“

„Bist du verrückt geworden?“

„Im Gegenteil, ich komme erst jetzt zu Verstand. Ich kann doch schließlich nicht zugeben, daß unsere Töchter Museumsstücke sind. Sie sind auch übrigens nicht mehr gar so jung. Helene ist schon fünf . . . über zwanzig . . . also kurz und gut ich lasse ihnen noch heute die Haare schneiden. Du kannst noch froh sein, wenn ich ihnen keinen Herrschchnitt machen lasse!“

„Am Himmelswillen, Viebling, hast du dir das auch überlegt?“

„Zawohl. Auch jetzt haben bei der Familie Palois die jungen Leute Helene und Nella nicht einmal angesehen. Alle haben sich bloß mit diesen bleichsüchtigen Dubitöpfen befaßt. Auch diese ekelhafte Frau Palois hat schon einen Dubitopf. Er steht ihr ganz gut. Man muß zerpringen, wenn ich mich noch lange ärgere, lasse auch ich mir . . .“

„Krank!“

Polorny brauste auf.

„Gut, gut“, beruhigte ihn die Frau, „aber bei den Mädchen gebe ich nicht nach. Gib mir 20 Schilling, morgen früh gehen wir zum Friseur.“

„Ihr werdet nicht gehen!“

„O doch!“

„Nein. Niemals! Ihr richtet mich zugrunde. Ihr richtet unsere Zukunft zugrunde. Was wird Tante Antonia dazu sagen? Sie wird die armen Kinder verstoßen.“

Frau Polorny hatte nur darauf gewartet. Sie wußte im vorhinein, daß dies das Argument sein würde. Tante Antonia, die alte Hege, die Tante ihres Mannes, Besitzerin von drei Häusern in der Hauptstadt, das schlechteste Weib auf Erden, die durch ihr Vermögen die ganze Verwandtschaft tyrannisiert, sie und alle anderen.

„Natürlich, wieder deine ekelhafte Tante Toni, die Bucherin, die euch alle zum besten hält. Jeden macht sie glauben, daß sie ihn, wenn er sich brav auführt, ihr Vermögen hinterläßt. Und die ganze Verwandtschaft drängt sich und tangt um sie herum, duldet ihre Launen schmeichelt ihr, ist ihr untertänig. Auch erst neulich mußte ich zum Geburtstag neunundsechzig Rosen kaufen, weil sie gerade neunundsechzig Jahre alt wurde. Und ausgerechnet im Winter wurde diese Kleide geboren, wo die Rosen so teuer sind. Von meinem ersparten Gelde mußte ich dieses Opfer bringen.“

„Du hast es für unsere Töchter getan. Diese liebt sie am meisten und es ist ganz

sicher, daß sie das eine Hans und ihren Schmutz ihnen hinterlassen wird.“

„Wann wird das sein? Dieses Ungetüm will ewig leben.“

Polorny hielt sich darüber auf.

„Siehst du, das ist nicht schön von dir, meine Teure. Tante Antonia hat dich immer geliebt und sie pflegte immer vor der Verwandtschaft zu sagen, daß du — trotzdem du keine Polornische bist — der Verstand der Familie bist.“

„Ja, weil sich die alte Duckmäuserin darüber im Klaren ist, daß ich sie durchschaue und in ihre Schlaueit hineinschne. Denn wisse, sie führt uns alle an der Nase herum. Es fällt ihr nicht im Traum ein, uns auch nur einen Groschen zu hinterlassen.“

„Was würde sie denn tun?“

„Sie nimmt sich alles ins Grab mit!“

„Auch die Häuser?“

„Sie wird sie irgendeinem Armenhaus vermachen.“

Ihr Gatte fragte sich den Kopf.

„Es wäre schrecklich. Aber auch daran werdet nur ihr allein schuld sein!“

„Warum?“

„Weil ihr nicht genug aufmerksam und zärtlich zu ihr seid. Auch jetzt ist sie seit Tagen krank und ihr habt sie kaum besucht.“

„Was? Auch gestern bin ich den ganzen Nachmittag bei ihr gewesen. Ich habe ihr Briehnikumschläge auf die Brust gemacht.“

„Du hättest schon zeitlich früh dort sein müssen. Gehe jetzt rasch hin, sie soll sehen, wie sehr wir sie lieben. Auch Helene und Nella sollen gehen.“

Frau Polorny tobte, schließlich machte sie sich aber mit ihren Töchtern auf den Weg.

Abends beim Schlafengehen berichtete sie ihrem Mann mit troher Laune:

„Ich glaube, mit Tante Antonia ist es aus. Es geht ihr sehr schlecht. Heute hat sie sehr viel gehustet.“

„Die Arme . . .“, sagte der Mann seufzend.

„Bedaure sie nicht, sie hat lang genug gelebt!“ fuhr ihn die Frau Schroff an. „Wo werde ich mit neunundsechzig sein?“

„Sie ist also sehr krank?“

„Und ob. Achtunddreißig Fieber. Bei einer so alten Frau ist das viel. Auch der Arzt bereitete uns auf das Schlimmste vor. Nur noch einige Tage . . .!“

„Suche sie morgen zeitlich auf!“

„Ich werde dort sein. Ich werde den Arzt fragen, ob es nicht gut wäre, einen Rotar zu rufen?“

„Nur vorsichtig. Kranke Leute sind sehr empfindlich.“

„Ueberlasse das mir.“

Am nächsten Tage berichtete Frau Polorny hastig:

„Tante Antonia hat für Nachmittag den Rotar bestellt. Der Arzt und der Hausbesorger werden die Zeugen sein.“

„Dann gehe erst gegen Abend hin, damit man nicht sagt . . .“

„Gut, gut . . .“

Aufgeregt wartete sie auf den Abend. Als es dunkelte, machte sich Frau Polorny mit ihren Töchtern auf den Weg. In der Elektrischen tröstete sie die Kinder:

„Wenn die Tante stirbt, lasse ich euch sofort Dubitöpfe schneiden.“

„Ob sie nicht in ihr Testament etwas hineinkibriert hat, das uns den Dubitopf verbietet?“

Die Mutter wurde wütend:

„Die ist alles imstande!“

Aufgeregt stiegen sie in den dritten Stock hinauf. Denn die sparame Tante Antonia bewohnte in ihrem eigenen Haus bloß eine Zweizimmerwohnung im dritten Stock.

Das alte Dienstmädchen, das gleichfalls auf einen Erbeil rechnete, empfing Frau Polorny und deren Töchter mit einem erstem Gesicht.

„Was gibt es Neues?“ fragte Frau Polorny pochenden Herzens.

„Nichts“, war die kurze Antwort.

„War der Rotar hier?“

„Nein!“

„Wer denn?“

„Der Friseur!“

„Wozu?“

„Bitte, nur hineinzuschauen“, sagte das Mädchen und zog sich brummend in die Küche zurück.

Frau Polorny und die Mädchen traten leise in das Krankenzimmer ein.

Das Schlafzimmer war hell erleuchtet. Tante Antonia lag im Bett, den Rücken mit Polstern gestützt, und sie hielt einen Spiegel vor ihr Gesicht. Sie betrachtete sich.

Als sie ihre Angehörigen bemerkte, sprach sie mit frisch klingender Stimme zu ihnen:

„Es war sehr unbequem, mit den langen Haaren im Bett zu liegen. Was sagt ihr dazu? Nicht war, es steht mir gut? Ich habe das Gefühl, als hätte ich mich dadurch gleichsam verjüngt. Morgen stehe ich auch schon auf!“

Und sie lächelte schlau auf Frau Polorny und deren Töchter, die fast in Ohnmacht fielen.

Tante Antonia hatte sich einen Dubitopf schneiden lassen.

## Das entweihete Klosett.

Eine Dame, die im Berliner Hotel Fürstenhof wohnte, wollte auf das Klosett gehen. Sie fand es aber besetzt. Das kommt vor. Aber empörend war, was jetzt geschah. Die Klosettür

öffnete sich und ein Stubenmädchen kam herauf. In ihrer gerechten Entrüstung über die Entweihung des Herrschaftsklosetts durch ein gewöhnliches Stubenmädchen erstattete die Dame Anzeige bei der Hoteldirektion. Diese wahrte, was ihre Pflicht war. Das Stubenmädchen, das sich so frech über alle Klassenunterschiede hinweggesetzt hatte, wurde auf Knall und Fall entlassen. Das Mädchen klagte beim Arbeitsgericht auf Rücknahme der Entlassung oder Entschädigung in der Höhe von fünfshundert Mark. Infolge eines Darmleidens habe sie nicht das entlegene Personalklosett auffuchen können. Da sich übrigens in dem Stockwerk vier Frauen- und fünf Männerklosetts befänden, hätte die Dame nur ein paar Schritte machen müssen, um ein unbelegtes Klosett zu finden.

Das Gericht fand daß die Benutzung des Herrschaftsklosetts durch die Klägerin unzulässig und nicht zu billigen sei. Aber mit Rücksicht auf ihre dreijährige klaglose Tätigkeit im Hotel sei die Entlassung eine unbillige Härte gewesen. Die Firma wurde daher verurteilt, die Klägerin weiter zu beschäftigen oder ihr eine Entschädigung von zweihundertfünfzig Mark zu bezahlen. Immerhin hat das Arbeitsgericht die Würde des Herrschaftsklosetts anerkannt.

### Neues vom Bücherwurm. Im Strom der Zeit.

Im Jahre 1908 erschien die erste Ausgabe des Gedichtbandes „Im Strom der Zeit“ von Ernst Brezgang. Innerhalb kurzer Zeit wurden zwei weitere Auflagen dieses Buches notwendig. 1920 erschien die vierte Auflage des Buches, das allein mit dieser schnellen Folge der Auflagen beweisen dürfte, daß es seinen Zweck zu Recht trägt, und daß diese Gedichte von Ernst Brezgang aus der Zeit und für die Zeit geschrieben waren. Inzwischen haben sich formale Umwälzungen in der Literatur vollzogen. Sie sind förmlich herangebraut und eben so schnell wieder verblüht. Die großen Ideale und Symbole der proletarischen Bewegung haben die Jahrzehnte überdauert, und die literarischen Ereignisse der letzten Monate haben es bewiesen, daß auch die ungekünstelte Einfachheit eines Ernst Brezgang nicht von Modellen und ephemerem Geschrei verdrängt werden kann. Immer wird es eine Literatur geben, die nicht an den Tag und an den Fall schneller Geschmacksveränderungen gebunden ist. Immer wird es eine Literatur geben, die über ihre historische Bedeutung hinaus Geltung behält als Trägerin ewiger Ideen. Ernst Brezgangs Gedichte gehören dazu. Alle Freunde einer ungekünstelten und proletarischen Lyrik werden es begrüßen, daß jetzt, zugleich mit Ausbruch des 60. Geburtstages von Ernst Brezgang am 16. Januar nächsten Jahres, der Gedichtband „Im Strom der Zeit“ in neuer Bearbeitung und schöner Ausstattung, außerdem ergänzt und auf einen Umfang von 14 Bogen erweitert, im **Schiffbrüche im Hafen** u. a. v. o. Berlin, neu erscheint. In seinen 150 Reizen. Das Werk ist in sechs Abschnitte eingeteilt: „Welt und Welt“, soziale und Kampfgedichte, „Brennende Welt“, Gedichte aus der Zeit, „Aus Natur und Menschenheit“, hauptsächlich Gedichte aus der Zeit der „Wende“, „Lieder vom Meer“ und „Ausflug“. Jeder Abschnitt ist mit einem Vorspruch von Hans Reiserer geschmückt.

### Schiffbrüche im Hafen.

Roman von Grazia Deledda. Uebersetzung aus dem Italienischen. 255 Seiten. 60. In Ganzleinen M. 6.50. Verlegt M. 1.50. Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Berlin W. 10, Sonnburg.

In diesem Buche kommt es nicht auf das genaue und wilde äußere Erleben an, sondern darauf, wie großartige unerschütterliche Seelen kleiner Leute Schicksale tragen und beugen. Die Liebe eines mütterlichen Herzens ist darüber gebreitet und verflärt Rot und Schande wie Gottes Mäntel.

Wie in ihrer Heimat sehr geschätzte Dichterin ist auch dem deutschen Publikum keine Unbekannte mehr. Sie hat eine größere Anzahl von Romanen geschrieben. Der bekannteste ist wohl der Roman „Hundert noch Regen“, der ihr im Jahre 1907 den Nobelpreis eintrug. Nachdem bei der Dichterin einige literarisch wertvolle Werke erschienen, von denen der Roman „Schiffbrüche im Hafen“ in deutscher Uebersetzung im Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Berlin W. 10, Sonnburg, erschienen ist.

### Was mancher nicht weiß.

Die Erfindung des Löschpapiers ist noch so jungen Datums, daß die ältere Generation sich noch erinnern kann, daß zum Ablösen des Geschriebenen Streuland benutzt wurde. Es wird erzählt, daß die Erfindung des Löschpapiers auf einen Zufall zurückzuführen sei, indem nämlich ein Werkmeister in einer Papierfabrik bei der Herstellung von Schreibpapier vergessen hatte, der Papiermasse den nötigen Beimengungen zuzusetzen. Das Papier wurde als untauglich befunden und der Werkmeister entlassen. Als aber einige Tage später das untaugliche Papier vernichtet werden sollte, bemerkte jemand, daß es die Fähigkeit besaß, Flüssigkeiten aufzusaugen. Was Veranlassung gab, auch mit Tinte einen Versuch zu machen. Damit war das Löschpapier erfunden. Der entlassene Werkmeister wurde wieder eingestellt und bekam eine Belohnung für sein nützliches Versehen.

Rohait kommt von der Angoraziege, und Südwest-Texas ist jetzt der große Mittelpunkt der Angoraziegenzucht. Es gibt dort zweieinhalb Millionen Angoraziegen.

Sehr große Regentropfen fallen immer aus geringer Höhe; je kleiner die Regentropfen, aus um so größerer Höhe fallen sie.

Das türkische Nationalsymbol ist bekanntlich der Halbmond, aber nicht, wie viele annehmen, der Mond im ersten Viertel, sondern der Mond im letzten Viertel, also der abnehmende Mond. Dieses Symbol ist jedoch nicht von den Türken erfunden worden, denn es wurde vorher jahrhundertlang im byzantinischen Kaiserreich als eine Art Schutzsymbol benutzt, was darauf zurückzuführen war, daß

im Jahre 810 vor Christi ein nächtlicher Angriff der Mazedonier auf Konstantinopel scheiterte, weil der Mond unterging und alles in Dunkel hüllte. Nach dem Fall Konstantinopels, 600 Jahre später, übernahmen die Türken das Symbol.

### Weiteres.

**Rißlingener Triumph.** „Und da sagst du immer, ich sei so zerstreut“, sagt der Professor triumphierend zu seiner Frau bei der Rückkehr vom Ausflug. „Jetzt habe ich meinen und Deinen Schirm mit nach Hause gebracht.“ — „Wir hatten ja gar keine Schirme mitgenommen!“

**Goldpreis.** „O Gott, wie der Zug rast, ich habe solche Angst vor dir.“ — „Aber Schöpfung, es ist doch ein D-Zug. Jeden Moment kann doch ein Schaffner reinkommen.“ — „Ja, hast du ihm denn kein Trinkgeld gegeben?“

**Erfolg.** Die Verjüngungskur hat aber sehr gut bei Ihnen angefallen. Sie sehen blendend aus.“ — „Der Portier hat mich gestern abend nicht ins Kino gelassen. Für Augenblicke war der Eintritt verboten!“

**Verwehrt.** „Wie alt sind Sie?“ fragte der amerikanische Richter eine Regerin, die als Zeugin erschien. — „73.“ — „Wirklich?“ — „Ja.“ — „Aber Sie sehen doch viel jünger aus.“ — Die Regerin blieb bei ihrer Behauptung, nachher aber stand sie plötzlich auf und sagte: „Ich habe mich doch geirrt, Herr Richter. 73 ist mein Brustumfang.“

**Geheiß.** „Und das eine sage ich dir, ich bleibe nicht mehr eine Minute bei dir, ich gehe heute zu meiner Mutter zurück.“ — „Du spät, deine Mutter hat ebenfalls Krach mit ihrem Mann gehabt und ist eben zu deiner Großmutter übergesiedelt.“

### Schach-Eck.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß. Druck- und Verlagsanstalt. Teplitz-Schönau. Tischergasse.)

23. Fortsetzung.

Wir müssen uns nun wieder der Stellung Bild 22 zuwenden. Das Schlagen des Springers führt zum Partieverlust. Da jedoch auch der weiße Turm angegriffen ist, hilft Dd1—f3, womit Weiß das Matt auf f2 deckt, ebenfalls nicht, die Partie zu retten. Es würde folgen Sg3×h1 und Dh4×h2, mit starkem materiellen Uebergewicht.

Man sieht schon hieraus, wie gefährlich Mattangriffe werden können, ebenso, wie weit man manchmal vorausdenken, das ist, kombinieren muß, doch darf diese Vorausberechnung kein Loch haben. Die Kombination muß auch richtig sein.

Man spiele die mit Dh4 beginnende Kombination öfters durch, da sie öfters vorkommt, und versuche, den ganzen Spielverlauf im Kopfe zu behalten.

Wir wollen jetzt die Partie ab Stellung 28 fortsetzen. Weiß hat den Läufer g4 nicht geschlagen, er glaubt vielmehr, mit der Rochade seinen König in Sicherheit zu bringen.

9. 0-0 d4—d3!  
Mit diesem ausgezeichneten Zuge erreicht Schwarz Doppelpass: er eröffnet seinem Königsläufer die Schräge e5—g1 zum Angriff auf den feindlichen König, gleichzeitig hemmt der Bauer die Entwicklung des weißen Damenflügels. Dieses Verfahren ist lehrreich und sehr wichtig, es kann, je nach der Stellung, auf verschiedene Art, auch durch Figurenopfer und dergleichen, ausgeführt werden. Andersens nimmt jetzt den Läufer

10. f3×g4, es folgt Schachgebot Lf8—e5f, der König flüchtet:  
11. Kz1—h1, siehe Bild 34.

Bild 34.



Schwarz erzwingt Matt.

Schwarz ist nun in der Lage, das Matt zu erzwingen. Zunächstopfert er den Springer, Weiß muß nehmen:

11. ... Sef—g3; 12. h2×g3, dann zieht er die Dame heran, um Matt auf h5 zu drohen.

12. ... Dd8—g5!  
Eine Deckung mit 13. g4—g5 wird einfach durch Dh5×g5 widerlegt, es bleibt somit nur der Zug

13. Tf1—f3 übrig, um nach Dh5f dem Turm auf h5 vorzustellen. Siehe Bild 35.

Bild 35.



Scheinbar ist Weiß jetzt gerettet, aber Schwarz läßt die Dame einstecken (en prise) und zieht

13. ... h7—h5!  
Damit droht h5×g4f Abzugschach und Matt durch den Turm h8f Wegnahme der Dame (T×g5) würde das Matt nur um einen Zug verzögern (Tf5×g5 h5×g4f Tg5—h5 Th8×h5 matt).

Es gibt nur noch eine Möglichkeit, das Matt aufzuhalten, das wollen wir in nächster Nummer besprechen.

Fortsetzung folgt!

### Haarezepte

Zum Entfernen der Flecke von Silber nehme man Wasser, in dem Kartoffeln gekocht worden sind.

Selee gerät nicht in Gärung, wenn man den Deckel in Essig taucht und fest niederdrückt, während das Eingemachte noch heiß ist.

Schmutziges Rahagori wasche man vor dem Polieren mit Essig oder kaltem Tee ab.

Um Fliegen von Spiegeln und Fenstern fernzuhalten, poliere man diese mit einem Lederlappen, auf welchen etwas Essig geträufelt wird.

Bei der Zubereitung von Reis- und Milchpudding verwende man gleiche Teile Milch und Wasser und setze diesem einen Teelöffel geriebenen Talg zu.

Weiße und mehlig Kartoffeln werden durch Hinzufügen von etwas Backpulver erzielt.

Das Ausgehen der Farbe beim Waschen von Kleidern wird verhindert, wenn man in das Waschgefäß einen Teelöffel Terpentin tut oder dem kochenden Wasser etwas Waschlau hinzufügt. Man kann auch, wenn dies vorgezogen wird, dem ersten Spülwasser eine kleine Handvoll von pulverisiertem Borax oder einen Teelöffel Ammoniak hinzusetzen.